

Das Wiener Manufakturieber.

Eine neue Massenmanie. — Die wiedererstandene mittelalterliche Badesstube. — „Herren und Damen gemeinsam“. — Verschönerung ohne Ende. — Die „gepflegten“ Kriegsverdienerhunde.

Nie noch war die Wiener Welt so reich an fremdartigen Erscheinungen wie eben jetzt, da sich das vierte Kriegsjahr seinem Ende nähert. Das alte Wiener Leben ist nicht mehr zu erkennen. Blühend beleuchtet hier und dort eine Runde über diese und jene absonderliche Erscheinung dies neuartige gesellschaftliche Leben. Bald hört man von dem seltsamen Verbrecherjargon des neuen Sportpublikums, bald wieder vernimmt man von einem Konzertpublikum, das sich ganz laut über Lebensmittelverkäufe unterhält, dann wieder erzählt man von der Sezjagd auf Palatschinken und den wilden Szenen bei einer Kaffeepabstückerung in einer großen Meierei. Immer ist ein unerfreuliches Moment im Vordergrund, das den Kenner des gemütlichen einstigen Wien und seinen Gebräuchen nachdenklich stimmt. Die weder durch Bildung, noch durch Anstand, die einfach durch nichts gebändigte Zügellosigkeit, die — zumeist auf dem Sumpfboden im Kriege gewonnenen Reichtums erwachsen — abstoßend und empörend auf jeden Unbefangenen wirken muß.

Daneben sind aber auch weniger provozierende Erscheinungen zu verzeichnen, solche, die man im Frieden schlichtweg als „Mode“, äußerstenfalls wie die Tangowalt vor einigen Jahren als „Fieber“ bezeichnet hätte. Aber auch sie charakterisieren die dem Wiener früher nicht eigen gewesene Sucht des Uebertriebens, den Gang zum Luxus, der in aufreizendem Gegensatz zu der Periode der Brotkürzung und der Massenansparungen steht. Seltene Einblide eröffnen sich hier in neue Gewohnheiten einer neuen „Gesellschaft“, die scheinbar festgezogene Schranken, auch solche, die Schicklichkeit und Verkommen auf-

erlegten, verschwinden lassen will. Eine solche Neuerscheinung, die an die längst vergangene mittelalterliche „Badesstube“ erinnert, hat Wien jetzt wieder aufzuweisen: den gemeinsamen Verschönerungssalon für beide Geschlechter.

Es ist ein Gewölbe in einer belebten Bezirksstraße. An der Front des alten Hauses ist nichts Auffälliges zu sehen. Nicht einmal das gutbürgerliche Schild: „Herren- und Damenfriseuralon“. Aber schon beim Eintritte frugt man und glaubt sich in eine fremde Welt versetzt, die weit im Osten, vielleicht in Bulgarest, in Odessa oder anderswo ihr Vorbild hat... In dem geräumigen „Salon“ ist ein Mittelraum ausgepart, der eine Reihe knapp aneinandergestellter Tische enthält. Hier sitzen Männer und Frauen durcheinander, plaudernd und lachend. Es würde wie eine vorzüchtige Klubzusammenkunft aussehen, doch ein Blick klart sofort auf. Vor jedem Herrn und vor jeder Dame sitzt ein junges Mädchen, das sich sehr eingehend mit den Händen des Gegenübers beschäftigt. Mit Pinzetten, Nagelseilen und Salben wird eifrig „manicurt“. Die Manikurdamen haben Rosen im Knopfloch und plaudern während der Arbeit mit den Gegenübern, die, nachlässig vorgeneigt, die Hände bearbeiten, „pflegen“ und „verschönern“ lassen, während die andere im Schüsselchen mit dem wohlriechenden Wasserbade ruht.

Der vielseitige Geschäftsbetrieb fällt aber das Total, dessen Seitenabläufe die vom Manufakturieber ergriffenen Herren und Damen nicht mehr zu fassen imstande sind. Ein „Genieren“ gibt es nicht. Knapp neben dem Tischen, an dem ein bereits schoufrisiertes Jüngling seinen Nägeln die letzte Politur geben läßt, ruht selbständig eine Dame im weißen Fächermantel mit aufgelöstem Blondenhaar; vor den Herren der seltsamen Gesellschaft die Frau ihrer Haarträhne einwirkend. Nebenbei verfolgt man genau, wie sich die Haarfärbeprozedur an einer „Brünette“, die Verwendung von „Teinverbesserungsmitteln“ aller Schattierungen und ähnliche Toilettekünste vollziehen. Ein Plakat zeigt an, daß die Benützung von „Seme“, einem bekannten kosmetischen Mittel, joundjoviel „mehr“ kostet.

Ein Dunst von Brenneisen, „Shampoo“ und Warmwasser liegt über dem Ganzen und verdichtet sich zu einem Nebel, der den Eindruck der Badesstube noch verstärkt. Wo ist die „Seifennot“, wo der „Mangel an dem und dem“? Für Geld ist alles zu haben... Die Massenfrüchenschaft und die stets zu früh drohende Sonntagsperestroika duldet keinen Aufschub. Auch die „Herren“ wollen „schön“ sein und doch das Rennen oder Traben nicht verpassen. Deshalb gibt es „fliegende“ Manikurfräuleins, deren Aufgabe es ist, während des Rasierens ihre Kunst an diesen Nägelapollon zu üben. Sie eilen mit ihrem Feilenkästchen zum Haarsessel, rücken sich ein „Stodert“ heran, und während der Herr eingeseilt wird, überläßt er der jungen Künstlerin seine „vornehm-nachlässig“ hingestreckte Hand zur „Pfleger“.

Immer neue Hände, nur zu oft derbe, ganz und gar nicht wohlgepflegte Hände und vom Zigarettenabbat gebräunte Finger strecken sich der Feile entgegen... Man „trifft“ sich beim Friseur, und allerlei Wiße werden unisono von Herren und Damen belacht, während sich die Verschönerung vollzieht. Weil es „Mode“ ist.

Und man „geht“ alle paar Tage in den Salon. Manikuren ist Trumpf. Männer und Frauen jeden Alters, Jünglinge und Mädchen finden sich ein und die „Manikurinnen“ freuen sich der Trinkgelder. Die Ueppigkeit der anderen ist ihnen der Lebensunterhalt. Das Manikuren allein kostet zwei Kronen, aber die Herren Kriegsverdiener (es sind schon welche von sechzehn Jahren anwärts darunter) haben oft eine leichte Hand, weil sie noch leichteres Geld haben. Und ähnlich ist's bei vielen Damen, die das Wiener Manikurieber ergriffen hat. Aber das beste Manikuren nicht oft nicht. Die „gepflegteste“ Kriegsgewinnerhand kann es doch nicht verbergen, was an ihr klebt, wie viel Not und Entbehrung an ihr haftet — Not und Entbehrung der anderen!